

„Wir fragten Löcher in den Bauch“

Manfred W. Hellmann erforscht Unterschiede der ost- und westdeutschen Sprache – Ein Gespräch über DDR-Besuche und Missverständnisse

Fast 40 Jahre lang erforschte er am Institut für Deutsche Sprache (IDS) in Mannheim die sprachliche Entwicklung in Ost und West, er kann auf fast 100 Veröffentlichungen zur ostdeutschen Sprache verweisen und erstellte unter anderem zwei Wörterbücher zum DDR-Sprachegebrauch: der Linguist Manfred W. Hellmann. Bis heute widmet er sich diesem Forschungsgebiet – aber mit welchem Ergebnis? Mit dem 78-Jährigen sprach Susi Groth.

Freie Presse: Was ist Ihr typisch ostdeutsches Lieblingswort?

Manfred W. Hellmann: Oh, ein einzelnes könnte ich da nicht hervorheben. Es gibt eine Menge Wörter, die mir sympathisch sind. Vor allem aus dem ironisch-kritischen Sprachregister, wenn sich DDR-Bürger über ihren eigenen Sprachgebrauch und ihre Regierung lustig gemacht haben. Ein einzelnes Wort fällt mir da nicht ein, aber ein Spruch: Ich war damals in den 70ern bei Freunden in Leipzig zu Besuch, deren Sohn sich gerade eine eigene Ein-Raum-Wohnung ausgebaut hatte. Und das kommentierte der Vater grinsend mit folgendem Satz: „Mein Sohn ist entschlossen den Weg vom Wir zum Ich gegangen.“ Der Vater hat hier die Propaganda-Phrase „Die sozialistische Persönlichkeit geht entschlossen den Weg vom Ich zum Wir“ auf den Kopf gestellt und damit voll karikiert.

Sie befassen sich seit Mitte der 60er-Jahre mit der sprachlichen Entwicklung in Ost und West. Wie kamen Sie dazu?

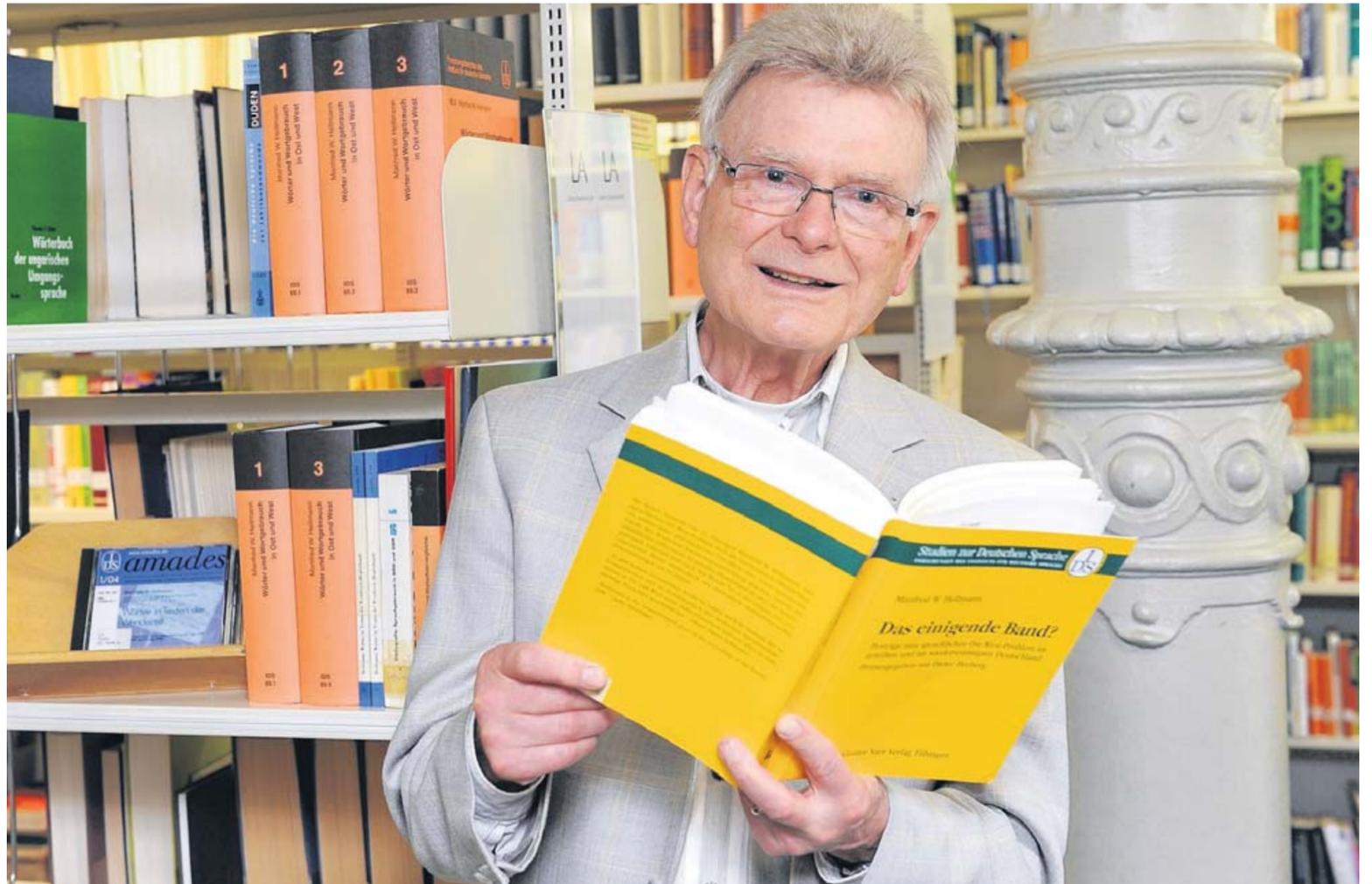
Ausgangspunkt war das Seminar „Sprache im geteilten Deutschland“ von Professor Hugo Moser, dem späteren Gründer des IDS, das ich 1961 und 1962 in Bonn besuchte. Zu der Zeit stand das Thema ein bisschen im Fokus, weil viele Leute befürchteten, dass aus der Beton-gewordenen Spaltung auch eine sprachliche Spaltung werden könnte. Aus seinen Vorlesungsunterlagen wollte Moser einen Aufsatz machen, und da ich seine studentische Hilfskraft war, habe ich die Arbeit Korrektur gelesen. Dabei habe ich „Blut geleckt“. Und als Professor Moser drei Jahre später das IDS gründete, hat er mich gefragt, ob ich an dem Thema weiterforschen möchte.

Wie viele Linguisten neben Ihnen haben sich mit dem Thema Ost-West-Sprache beschäftigt?

In der BRD bis zur Wende waren es vielleicht 20, davon neben mir noch zwei bis vier in meiner Bonner Forschungsstelle des IDS. Nach dem Mauerfall ließ das Interesse im Westen merklich nach, dafür kamen aber fünf ostdeutsche Kolleginnen und Kollegen von unserem Partnerinstitut in Ost-Berlin hinzu. Die Projekte von damals sind längst abgeschlossen, heute ist nur noch eine von ihnen am IDS im Bereich Wortschatz tätig, ihr Fokus liegt aber mittlerweile auf einer ganz anderen Sprachthematik. Das heißt also, es gibt heute keinen Sprachwissenschaftler am Institut mehr, der sich noch mit Ost-West-Sprache befasst. Das Thema wurde aufgegeben. Ich wundere mich darüber schon etwas, denn offenbar besteht immer noch ein großes öffentliches Interesse.

Sie haben damals in Bonn gelebt, die Einreisebedingungen in die DDR waren strikt. Wie kamen Sie regelmäßig in Kontakt mit der Sprache in der DDR?

Wir durften ja ostdeutsche Zeitungen abonnieren. Und so habe ich regelmäßig „Neues Deutschland“ und viele andere Texte gelesen. Da kam einmal pro Woche ein riesiger Päckchen bei uns an. Das war unsere wichtigste Quelle. Dabei war uns aber bewusst, dass das der offiziell kontrollierte Sprachgebrauch war. Deshalb sind wir seit 1964 jedes Jahr zur Messezeit nach Leipzig gefahren. Normalerweise war das Beantragen von Visa ja furchtbar kompliziert und dauerte in der Regel lange. Aber in den Tagen der Messe war das Einreisen deutlich einfacher, weil



Manfred W. Hellmann ließ sich zu DDR-Zeiten beispielsweise durch den Konsum in Leipzig führen, um den DDR-Alltag und seine Sprache zu verstehen.

FOTO: ANDREAS WETZEL

man nur einen Messeausweis brauchte. Auf der Messe selbst waren wir selten. Stattdessen haben wir den Einheimischen Löcher in den Bauch gefragt – über ihr Leben, ihre Sprache. Wir haben uns in Privatquartieren unterbringen lassen und mit diesen Vermietern saßen wir dann Abend für Abend zusammen und haben gefragt und erzählt. Und diese Leipziger sind auch mit mir in die Kaufhalle und den Konsum gezogen und haben mir gezeigt, wie der DDR-Alltag funktioniert.

Welche Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen der Ost- und der Westsprache sind Ihnen damals aufgefallen?

Vor allem ist mir die innere Differenziertheit der DDR-Sprache aufgefallen. Auch die Sprache in der BRD war differenziert – auch im Westen redet man offiziell anders als privat. Aber so deutliche Unterschiede wie in der DDR gab es in der Westsprache nie. Noch bis wenige Tage vor der Wende wurde im ostdeutschen Zeitungsdeutsch so sozialistisch herumgeschwurbelt, als gäbe es die Montagsdemonstrationen gar nicht. Der Unterschied zwischen dem offiziellen DDR-Jargon und der Alltagssprache war also bis zum Mauerfall eklatant. Die offizielle Verlautbarungssprache legte sich wie eine Decke über alle anderen Sprachgebräuche der DDR. Darunter waren diese aber sehr lebendig. Viele Westdeutsche glaubten jedoch, die DDR-Bürger reden alle im SED-Jargon.

Wie sahen diese innersprachlichen Unterschiede aus?

Dass man zum Beispiel auf der Arbeit, in der Schule, in der Straßenbahn anders redete, als in den eigenen vier Wänden. Wer voran kommen wollte, musste sich auch im offiziellen Idiom ausdrücken können – der eine mehr, der andere weniger. Andere waren vorsichtig, solange sie die Partner nicht gut kannten. Schon Kindern wurde diese Form der Mehrsprachigkeit antrainiert.

Seit den 70ern wollte sich die DDR-Führung mit aller Macht auch auf sprachlicher Ebene von der BRD abgrenzen. Lässt sich so etwas überhaupt erzwingen?

Nein, das kann man nicht erzwingen. Aber die DDR-Führung hat es auch nicht konsequent versucht.

Welche Wörter der DDR-Sprache verschwanden oder überlebten – einige Beispiele

DDR-Begriffe der offiziellen Sprache, die nach der Wende so gut wie verschwanden:

- Abschnittsbevollmächtigter
- Arbeiter- und Bauern-Staat
- Planaufgabe
- Jahresendprämie
- Werktätige
- Kombinat

DDR-Begriffe, die nach der Wende weitgehend durch westdeutsche Begriffe ersetzt wurden:

- Aerobic statt Popygmnastik
- Supermarkt statt Kaufhalle
- Plastik statt Plaste
- DJ statt Schallplattenunterhalter
- Personalakte statt Kaderakte
- T-Shirt statt Nicki

- orientieren auf
- Poliklinik

DDR-Begriffe, die heute noch vorwiegend im Osten verwendet werden (mit abnehmender Tendenz):

- Broiler
- Datsche
- sich einen/keinen Kopf machen
- Dämmse (für Hitze/Schwüle)
- Soljanka
- auf dieser Strecke (= diesem Gebiet)
- in Größenordnungen

Meines Wissens haben die Sprachwissenschaftler in Ost-Berlin der Führung auch davon abgeraten, den Sprachwandel mit Gewalt durchzusetzen. Es stimmt ja auch: Die Leute werden im Privaten sowieso so reden, wie es ihnen passt. Und kontrollieren lässt sich die Privatsprache nicht. Nicht einmal durch die Stasi. Die Führung kann nur kontrollieren, was sie selbst von sich gibt und was veröffentlicht wird.

„Für einen Ossi haben Begriffe wie ‚Gerechtigkeit‘ noch eine etwas andere, tief greifendere Bedeutung als für den Wessi.“

Wie hat sich die ostdeutsche Sprache in der Zeit zwischen Mauerbau und Mauerfall verändert?

Sie wurde in sich differenzierter. Unter Honecker begann eine noch drastischere Abgrenzungspolitik vom Westen als unter Ulbricht und das hatte erhebliche Auswirkungen auf das tägliche Leben und damit auch auf die Sprache. In der Presse wurde der Sprachstil deutlich härter, unversöhnlicher und polemischer. Parallel dazu wurde die Privatsprache immer verklausulierter und das kritisch-ironische Sprachregister weitete sich aus. Die Witze, die man

über die DDR und ihre Führung machte, wurden bissiger. Man kann also sagen: Je schärfer die Abgrenzungspolitik wurde, umso schärfer war die Gegenwehr. Gegen Mitte, Ende der 80er lockerte sich das. Die Politik der Entspannung sorgte auch dafür, dass sich die Sprache etwas entspannte. Dafür bot die angespannte Versorgungslage neuen Anlass für Spott und Kritik.

Und dann kam die Wende. Was ist 1989 mit der ost- und westdeutschen Sprache geschehen? Eine ganz demokratische Durchmischung fand da ja nicht statt.

Nein, absolut nicht. Aus meiner Sicht lag das daran, dass den Ostdeutschen nichts anderes übrig blieb, als das westdeutsche System mit Haut und Haaren und auch mit seinen Fehlern zu übernehmen. Und mit dem System übernahm man auch die dafür erforderlichen Bezeichnungen. Da fand also keine Wiedervereinigung der deutschen Sprache statt, sondern eine Übernahme. Die Ostdeutschen haben westdeutsches Vokabular, westdeutsche Ausdrucksweisen und westdeutsche Textsorten übernommen. Und sie haben mit der Zeit gelernt, wie ein Wessi zu argumentieren. Diese Entwicklung halte ich für eine grandiose Leistung – sich in so kurzer Zeit so ein großes System mit den dazu gehörigen Wörtern anzueignen, verlangt großen Respekt. Viel von der spezifisch ostdeutschen Sprache ist aber dadurch nicht erhalten geblieben. Man geht da von 1200 bis 2000 Wörtern aus, die mittlerweile ausgestorben sind.

Welche ostdeutschen Wörter ha-

ben denn zum Beispiel überlebt?

Formulierungen wie „abgenickt“, „in Größenordnungen“ oder „Fakt ist“. Diese Begriffe haben eines gemeinsam: Sie entstammen dem Alltagsjargon und sie sind unpolitisch.

Sie haben die Wendezeit mal als „sprachlich-kommunikatives Chaos“ bezeichnet.

Ja, das kann man so sagen. Zu der Zeit herrschte, auch unter manchen Linguisten, die verbreitete Meinung, dass sich das Alltagsdeutsch der Osis und der Wessis kaum voneinander unterscheidet. Da war ich aber ganz anderer Meinung. Ich wusste, dass die sprachlichen Unterschiede bis tief in die Umgangssprache hineinreichen. In den Ost-Betrieben, in der Kaufhalle, in der Schule – wo auch immer man hinschaute, es gab hunderte Unterschiede im ost- und westdeutschen Alltag. Ich habe mir in den zwei bis drei Jahren vor der Wende den Mund fustelig geredet, um vor allem die Westdeutschen darüber aufzuklären, dass sich Osis und Wessis nicht plötzlich problemlos verstehen, nur weil vielleicht die SED weg ist.

Und was ist daraufhin passiert?

Es ist so ziemlich alles schief gegangen, was schiefgehen konnte. Diejenigen aus Ost und West, die beruflich miteinander zu tun hatten, haben festgestellt, das ihr Berufsvokabular nicht miteinander übereinstimmte. Unter „Bilanz“ verstand der Wessi zum Beispiel etwas ganz anderes als der Ossi. Im Westen gibt eine Bilanz Auskunft über Soll und Haben, über Gewinn und Verlust eines Betriebs und zeigt, wie rentabel er ist. Im Osten zeigte eine Bilanz

dies nicht, sondern man verstand darunter eine Gegenüberstellung von Planaufgaben und Planerfüllung, von Ressourcen und Aufgaben. Außerdem fehlten im Osten ganze Textsorten. Unter anderem was Bewerbungen und Vorstellungsgespräche betraf. Denn im Osten musste man sich nicht bewerben. Es gab auch keine komplizierten Arbeitszeugnisse, stattdessen wurde eine Kaderakte geführt, die der Betroffene aber nicht einsehen durfte.

Was war die Konsequenz der resultierenden Missverständnisse?

Dass man sich nicht verstanden hat – manchmal auch auf der menschlichen Ebene nicht. Daraus resultiert auch die Entstehung teilweise ganz bösser Wörterbücher – über den Jammer-Ossi aus westdeutscher Sicht und den Besser-Wessi aus ostdeutscher Sicht. Da haben sich beide Seiten ihre Vorurteile nur so um die Ohren geschlagen. Das war eine Zeit des Missverstehens und auch des Missverstehenswollens.

Und wie groß sind die sprachlichen Unterschiede zwischen Ost und West heute noch?

Das Verständnis – auf sprachlicher und auf emotionaler Ebene – ist heute viel besser. Der erste Schritt dahin begann, glaube ich, bei dem Oder-Hochwasser 1997. Als viele Westdeutsche nach Ostdeutschland fuhren, um zu helfen. Ab da fand ein Umdenken statt. Bei der älteren Generation gibt es aber heute noch sprachliche Unterschiede, jedoch weniger im Vokabular, als bei den semantischen Konzepten im Hintergrund. Das heißt, für einen Ossi haben Begriffe wie „Gerechtigkeit“ oder „Solidarität“ noch eine etwas andere, tief greifendere Bedeutung als für den Wessi. Es gibt also noch Unterschiede – aber kein Gespräch muss heute deshalb scheitern, weil wir ja voneinander wissen, dass es diese Unterschiede gibt. In zehn Jahren wird die Hälfte der Ostdeutschen die DDR nur noch vom Hören-Sagen kennen. Die jungen Leute in Ost und West kämpfen mit denselben Problemen. Damit sind auch die Lösungsstrategien ähnlich, die Einstellung zu den Problemen, ihre Sprache und die semantischen Konzepte dahinter. Das Ost-West-Thema ist aus deren Sicht was für Oldies.